

Thomas Meyer

## Die Prekarisierung der Gesellschaft

### Anmerkungen zu einem neuen soziologischen Schlüsselkonzept

*Alles, was über die soziale Arbeit zu sagen ist, kann sinnvoll nur im Hinblick auf die Strukturen der Gesellschaft gesagt werden.*  
(Klaus Mollenhauer 1964)

#### 1 Einleitung

Gesellschaftsdiagnosen gehören zu den zentralen Referenzfolien, in deren Rahmen sich bewusst oder auch unbewusst Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit entfalten. Nachfolgend soll das Gesellschaftsbild, welches der sozialwissenschaftlichen Prekarisierungsdebatte zugrunde liegt und sich vor allem Impulsen aus der französischen Soziologie verdankt, präsentiert werden. Es handelt sich um ein gerade auch für die Soziale Arbeit hochrelevantes Reflexionsangebot, und dies gleich in doppelter Hinsicht. Zum einen verbirgt sich hinter dem Begriffsbündel Prekarisierung/Prekarität/Prekariat<sup>1</sup> ein neues Paradigma der Soziologie, das zentrale Mechanismen der aktuellen Ungleichheitsproduktion bloßlegt. Zum anderen kann Prekarisierung in einem weitergefassten Verständnis als Begriff soziologischer Zeitdiagnostik bezeichnet werden, der die einschneidenden Wandlungsprozesse der Erwerbsarbeit im Anschluss an Pierre Bourdieu und Robert Castel als beunruhigende Prozesse sozialer „Entsicherung“ und Desintegration

beschreibt, dessen Folgen die Soziale Arbeit und ihre Handlungsfelder empfindlich tangieren.

Damit ist auch schon angedeutet: Ungeachtet der (durchaus berechtigten) Kritik an den Unschärfen des Prekarisierungsbegriffs, stellt er in meinen Augen ein hilfreiches und vielversprechendes Instrumentarium aus dem jüngeren Baukasten der Soziologie dar. Mehr noch: Wenn ich recht sehe, ist der Begriff auf dem Weg, zu einem der Schlüsselkonzepte einer kritischen Gesellschaftsanalyse zu avancieren, welches nicht nur der „Wiederkehr der sozialen Frage“ (Castel) Rechnung trägt, sondern die grundlegenden Verwundbarkeiten und Unsicherheiten im neuen Kapitalismus analysiert.

#### 2. Erosion der Normalarbeit und prekäre Beschäftigung

Die Diskurse über prekäre Beschäftigung sind eng mit dem Begriff der ‚Normalarbeit‘ verwoben. Mit ihm ist eine bestimmte historische Ausprägung eines Arbeitsverhältnisses gemeint, dass sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhun-

derts vor dem Hintergrund der Prosperitätsphase der deutschen Nachkriegszeit und dem Ausbau des Sozialstaats sozusagen als Standardmodell entwickelte. Das Normalarbeitsverhältnis beschreibt dabei eine Normalität, welche zwar niemals alle, aber dennoch die ganz überwiegende Mehrheit der Beschäftigten betraf. In der Regel werden vier Kriterien ins Feld geführt, wenn es gilt, die Rede von der Normalarbeit zu präzisieren: eine (1) unbefristete (2) Vollzeitserwerbstätigkeit mit einem (3) Einkommen, welches die Existenz der gesamten Familie sichert („Familienlohn“) und die (4) Integration in die sozialstaatlichen Sicherungssysteme (insbesondere Arbeitslosen-, Kranken- und Rentenversicherung) garantiert. Als weiteres Kriterium wird oftmals noch die arbeitsteilige Beziehung zwischen Familie und Erwerbsarbeit ins Feld geführt, verstanden als zwei voneinander relativ streng getrennte und ideologisch fest verankerte Sphären mit klaren geschlechtsspezifischen Zuweisungen, die sich räumlich in der Trennung von Arbeitsplatz und Haushalt niederschlagen. Die Kontrastfolie der Normalarbeit wird vor allem verwendet, um in negativer Abgrenzung Ausmaß und Charakteristik der atypischen, hinter den gängigen Standards zurückbleibenden Erwerbsformen kenntlich zu machen. Dabei werden folgende Beschäftigungsformen als atypisch und prekär<sup>3</sup> bezeichnet: Teilzeitarbeit, geringfügige Beschäftigung, Leiharbeit, befristete Beschäftigung, Niedriglohnbeschäftigung, Schwarzarbeit und (Schein-)Selbstständigkeit<sup>4</sup>. Aber auch ‚gebrochene‘ Erwerbsbiographien mit wechselnden Tätigkeitsfeldern oder mehreren Um- und Weiterqualifizierungen, die heute nichts Ungewöhnliches mehr darstellen, finden in den einschlägigen Debatten zur Prekarisierung ihren Widerhall.

Um zumindest einige wenige statistische Kennziffern aufzuführen: Der An-

teil der erwerbstätigen Bevölkerung, die als Arbeitnehmer in einem Normalarbeitsverhältnis - vollbeschäftigt, unbefristet, tariflich geregelt - tätig sind, ist im Vergleich zu den 1990er Jahren deutlich zurückgegangen (1997: 83% - 2013: 68%). Im Gegenzug hat sich die Zahl der atypisch Beschäftigten markant erhöht. Ihr Anteil an allen Kernernerwerbstätigen schwankte in den letzten Jahren etwa zwischen einem Fünftel und einem Viertel. Dabei sind insbesondere die unbefristeten Teilzeitbeschäftigungen sprunghaft gewachsen. Kontinuierlich zugenommen haben auch die ausschließlich geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse und die Leiharbeit<sup>5</sup>. Es ist im Übrigen weniger die Privatwirtschaft, sondern vor allem der öffentliche und quasiöffentliche Dienst (Sozialpädagogen, Erzieherinnen, universitärer Mittelbau, Pflegekräfte), der in größerem Umfang zu Befristungen greift. Inhaltlich lassen sich prekäre Beschäftigungsverhältnisse durch folgende Merkmale bestimmen (Brinkmann/Dörre/Röbenack 2006, 17; Mayer-Ahuja 2003, 15):

- Sie sind nicht identisch mit vollständiger Ausgrenzung aus dem Erwerbssystem oder absoluter Armut. Vielmehr handelt es sich um eine relationale Kategorie, deren Aussagekraft wesentlich von der Definition gesellschaftlicher Normalitätsstandards abhängt.
- Sie sind durch ein materielles und soziales Integrationsniveau gekennzeichnet, das unter demjenigen liegt, welches bislang als Richtmaß galt.
- Sie zeichnen sich durch eine Unterschreitung der durch Arbeitsrecht, Sozialrecht und Tarifverträge festgelegten rechtlichen Normen aus.
- Sie weichen von gängigen betrieblichen Integrationsstandards ab, die sich z.B. in der geringen Einbindung in kollegiale Strukturen und der eingeschränkten Repräsentanz durch betriebliche Interessenvertretungen spiegeln.

Wo prekäre Beschäftigungsverhältnisse zum Dauerzustand werden, kann auch von der Herausbildung einer „Zone der Prekarität“ gesprochen werden, die deutlich von der „Zone der Integration“ mit geschützten Normalarbeitsverhältnissen, aber auch von einer „Zone der Entkopplung“ abzugrenzen ist (Brinkmann/Dörre/Röbenack 2006). Allerdings läuft man in der für die Prekarität charakteristischen Schwebelage zwischen Integration und Entkopplung - Castel nennt sie treffend die Zone der „Verwundbarkeit“ (vulnérabilité) - immer Gefahr, in die Armut und die damit verbundene Ausgrenzungs- und Stigmatisierungsspirale abzugleiten.

Ein Signum der Prekarisierungsforschung ist, dass von ihr objektive wie auch subjektive Benachteiligungsfaktoren diskutiert werden. Im Blickpunkt stehen die häufig mit prekären Arbeitsbedingungen verbundenen Gefühle der Bedrohung und Missachtung, aber etwa auch Identitätsgefährdungen, die durch die Verringerung sozialer Bindungen an feste Berufe, Betriebe und Kollegen oder durch die Auflösung eines berufsbezogenen Standardlebenslaufs verursacht werden. Im Kontext der Geschlechterforschung wird zudem noch auf die Erosion traditioneller industriegesellschaftlicher Männlichkeitskonstruktionen verwiesen, da durch prekäre Beschäftigungsverhältnisse der dauerhaften Ausübung der (Haupt-)Ernährerrolle der Boden entzogen wird.

#### 3. Rückkehr der Unsicherheit

Zu den Besonderheiten des Forschungsansatzes zählt weiterhin, dass ihre Analysen sich nicht mit den ‚Grenzgängern‘ des Arbeitsmarkts begnügen, die sich in Minijobs, Praktika, Leiharbeit, befristeten, vielfach extrem niedrig bezahlten Tätigkeiten oder staatlicher Grundsicherung befinden. Vielmehr wird mit Prekarisierung ein Geschehen bezeichnet, dass über die Auflösung von Normali-

tätsstandards auf die Integrierten zurückwirkt und quasi als ‚Damoklesschwert‘ zu verbreiteten Verunsicherungen führt. Man kann sogar sagen: Der Reiz des Prekarisierungsbegriffs liegt gerade darin, brisante Ungleichheitsphänomene nicht auf ein drinnen und draußen zu reduzieren, sondern die Arbeitsgesellschaft als solche als prekär zu konzipieren. Das bekannte Diktum Bourdieus, „Prekarität ist überall“, knüpft an diesen Gedankengang an. Die Überlappung von Ungleichheits- und Unsicherheitserzeugung lässt ihn von Prekarität als Bestandteil einer neuartigen Herrschaftsnorm sprechen, „die auf die Errichtung einer zum allgemeinen Dauerzustand gewordenen Unsicherheit fußt und das Ziel hat, die Arbeitnehmenden zur Unterwerfung, zur Hinnahme ihrer Ausbeutung zu zwingen“ (Bourdieu 1998, 100). Unter dem Stichwort einer neuen Unsicherheit wird damit eine gesellschaftliche Grundstimmung diskutiert, welche durch Zukunftsängste und Ungewissheiten charakterisiert ist und ein geplantes, nach vorne gerichtetes Leben erschwert.

Das Problem einer durch den Wandel der Arbeitsgesellschaft ausgelösten ungenügenden Planungssicherheit wird durch zwei weitere gesellschaftliche Entwicklungstrends vertieft. Zum einen befindet sich der Glaube an die soziale Marktwirtschaft und ihr Grundversprechen an alle, dass Leistung sich lohne, nachweisbar im Sinkflug. Von weiten Teilen der Gesellschaft wird nur noch eine eingeschränkte Durchlässigkeit von Unten nach Oben wahrgenommen. Mehr noch: Während sich die oberen sozialen Ränge hinsichtlich Einkommen, Vermögen und Lebensstil vom Rest der Gesellschaft abkoppeln, setzt sich bei breiten Schichten der Eindruck fest, am Wachstum des gesellschaftlichen Reichtums kaum noch beteiligt zu sein. Vor allem nehmen die Zweifel und Unsicherheiten hinsichtlich des sozialen Aufstiegs oder auch nur der

Statusreproduktion der eigenen Kinder zu. So kann es nicht verwundern, dass die Sozialwissenschaften schon seit längeren über die Ausbreitung von Abstiegsängsten und Sorgen über Wohlstandsverluste auch und gerade in der Mitte der Gesellschaft berichten. Anders gesagt: Das Bild einer fairen, vom Leistungsprinzip getragenen offenen ‚Aufsteigergesellschaft‘, welches einen Grundpfeiler des normativen Selbstverständnisses der Bonner wie auch Berliner Republik bildet, verdunkelt sich. Die Vorstellung, dass Arbeit, Einkommen und Besitz vor allem anderen auf eigener Anstrengung basieren, ist nachhaltig beschädigt - eine Desillusionierung, die sich angesichts der massiven Vermögensballung bei der Oberschicht und der in Gang befindlichen Welle des leistungslosen Erwerbs großer Erbschaften fortsetzen dürfte. Mehr und mehr verfestigt sich der Eindruck, dass Lebenschancen vor allem als das Resultat eines Glücksspiels oder der Gnade der richtigen Geburt, nicht aber vom individuellen Kraftaufwand her zu begreifen sind.

Hinzu tritt zum anderen der sozialpolitische Modellwechsel, der hierzulande im Kontext der wirtschaftlichen Globalisierung vollzogen wurde und der sich schlagwortartig als eine Umstellung des Systems der sozialen Sicherung vom Typus des ‚versorgenden‘ zum ‚aktivierenden‘ oder auch ‚gewährleistenden‘ Sozialstaat bezeichnen lässt. Während das alte Modell des „sorgenden Staates“ (Abram de Swaan) eine weit reichende Dämpfung von Wohlstandsunterschieden, den Ausbau von Arbeitnehmerrechten und die Minimierung sozialer Risiken vorgesehen hatte, sind die Vorzeichen inzwischen radikal verändert. Das bisherige Prinzip des Statuserhalts und der Lebensstandardsicherung wurde durch das Prinzip der Gewährleistung einer Grundversorgung abgelöst. Anders gesagt: Mit dem Rückzug des Staates aus

der Daseinsvorsorge wird das für den Wohlfahrtsstaat konstitutive und fundamentale Versprechen der Herstellung und Gewährleistung sozialer Sicherheit ebenso brüchig wie die Erwartung, dass wirtschaftliche Wertzuwächse der gesellschaftlichen Wohlfahrtsproduktion zu Gute kommen.

#### 4. Doppelte Subjektivierung

Ein weitreichender Diskursstrang der Prekarisierungsdebatte, der unter dem Stichwort der ‚Subjektivierung‘ verhandelt wird, liegt in der aktuellen Bedeutung, die den Subjekten und ihren individuellen Potenzialen im Kontext neuer Formen der Betriebsorganisation zugewiesen werden. Gleichzeitig büßen die ehemals vorherrschenden fordistisch-tayloristischen Prinzipien (strikte Aufteilung und hierarchisch strukturierte Fremdkontrolle von Arbeitsvorgängen<sup>6</sup>) ihre über viele Jahrzehnte unumstrittene Vorherrschaft ein. Subjektive Potenziale und Bedürfnisse, die ehemals vor allem als Störfaktoren betrieblicher Abläufe angesehen wurden, werden jetzt vermehrt als regelrechte Erfolgsfaktoren ausgemacht. Die Grundlage der Diskussion bildet der von der Werteforschung konstatierte Wandel in den Arbeitseinstellungen. Vereinfacht gesagt, lautet der Befund, dass die Menschen immer weniger arbeiten, nur um Geld zu verdienen, sondern nicht zuletzt auch um eigene Selbstverwirklichungs-ideale umzusetzen. Dieser Trend zeige sich in dem Wunsch nach einem Mehr an Eigenständigkeit, Mitsprache und Verantwortung und im Anspruch, sog. ‚soft skills‘ (Kreativität, Gefühle, Engagement, Empathie) verstärkt in das Arbeitsgeschehen einbringen zu können.

Dies ist allerdings nur die eine Seite der Medaille. Denn die Subjektivierung der Arbeit ist als ein zutiefst zweiseitiges Phänomen zu schildern. Die Möglichkeit, mehr ‚Individuelles‘ in die Arbeit einzubringen, verbindet sich mit neuen

Anforderungen. In Zeiten einer Verschärfung von Konkurrenz und Wettbewerb zielt der Zugriff der Unternehmen immer öfter auf die umfassenden Fertigkeiten und das breite Leistungsvermögen der Beschäftigten. Sie werden jetzt sozusagen in ihrer Ganzheitlichkeit als Quelle wirtschaftlicher Produktivität entdeckt<sup>7</sup>. Im Namen ökonomischer Verwertungsinteressen erhöht sich die Arbeitsintensität, es wird mehr Selbstkontrolle und Eigenverantwortung, aber auch mehr Engagement und Identifikation mit den Unternehmenszielen eingefordert, welches für die Beschäftigten mehr Belastung und oft auch Überforderung bedeutet<sup>8</sup>.

In ihrer monumentalen Studie der „Neue Geist des Kapitalismus“ gehen Luc Boltanski und Eve Chiapello (2003, 505) den mit den neuen Managementdoktrinen verbundenen subtilen Formen der Vereinnahmung der Beschäftigten auf den Grund. Ihre Kritik an der neuen Warenförmigkeit der Arbeit fällt radikal aus: „Die traditionelle Taylorisierung der Arbeit behandelte die Menschen zweifellos wie Maschinen. Sie gestattete es allerdings nicht, die spezifischsten Eigenschaften der Menschen, ihre Gefühle, ihren Sinn für Moral, ihre Ehre usw., direkt in den Dienst des Profitstrebens zu stellen. Weil sie gewissermaßen menschlicher sind, durchdringen die neuen Unternehmensstrukturen, die ein umfassendes Engagement fordern ... weitaus stärker das Innenleben der Menschen. Von diesen wird erwartet, dass sie sich - wie man sagt - mit Hingabe ihrer Arbeit widmen. Sie machen es erst möglich, dass die Menschen, in dem was sie eigentlich erst zu Menschen macht, instrumentalisiert und zur Ware transformiert werden.“

Zusammenfassend kann die Subjektivierung somit als eine paradoxe, ambivalente Veränderung (bestimmter Segmente) der Arbeitswelt beschrieben werden, bei der sich ein höheres Maß an Selbstbestim-

mung und Autonomie mit einem höheren Maß an Leistungsdruck und Selbstaussbeutung verbindet.

#### 5. Prekarisierungsgesellschaft

Das bislang zugrunde gelegte Begriffsverständnis, welches Prekarisierung weit fasst, soll noch um eine weitere wichtige Facette ergänzt werden. Ähnlich wie Oliver Marchart (2013; vergleichbar: Motakef 2015), der von einer „Prekarisierungsgesellschaft“ spricht, in der Prekarität die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit erfasst, gehe auch ich von einer Dynamik der Prekarisierung aus, die nicht nur die Erwerbsverhältnisse, sondern das Leben im Allgemeinen und die Familie im Besonderen prekär werden lässt.

##### 5.1 Entgrenzung von Arbeit und Familie

Zentrale Herausforderungen, die das gegenwärtige Familienleben betreffen, lassen sich mit den Diskussionen zur Prekarisierung verbinden. In diesem Zusammenhang empfiehlt es sich, das praxistheoretische Konzept der „Familie als Herstellungsleistung“ (Schier/Jurczyk 2007; Jurczyk 2014) anzusprechen, welches auch unter dem Namen ‚doing family‘ breiten Eingang in die Familienforschung gefunden hat.

Das Konzept geht von der Prämisse aus, dass sich die Familie als ein hochdynamisches Beziehungsgeflecht von einer selbstverständlichen, quasi naturgegebenen Ressource zu einer zunehmend voraussetzungsvollen Aktivität der beteiligten Akteure gewandelt hat. Den Hintergrund bilden neben der individualisierungstheoretisch begründeten These, dass die Individuen aus vorgegebenen Gruppen, Traditionen und Bindungen herausgelöst werden, die als Wandel vom Fordismus zum Postfordismus beschriebenen Umbrüche in der Arbeitswelt. Einen weiteren theoretischen Bezugspunkt bildet der Begriff der ‚Entgrenzung‘, der als erkenntnislei-

tendes Konzept fungiert. Ihm fällt die Aufgabe zu, dass veränderte Abhängigkeitsgeflecht zwischen Arbeit und Leben, Beruf und Familie neu zu vermessen. Den Vergleichsmaßstab bildet auch hier die Normalarbeit traditioneller Provenienz, welche sich, wie erwähnt, durch ein relativ stabiles Verhältnis von Familie und Erwerbsarbeit mit zwei voneinander geschiedenen Sphären mit je eigenen Rollen für Männer und Frauen beschreiben lässt. Als Folge der Prekarisierungs-, Flexibilisierungs- und Subjektivierungsprozesse, so die Argumentation, haben sich die Subsysteme Familie und Beruf, Arbeitszeit und Freizeit nicht nur intern gewandelt; zusätzlich verschieben sich ihre Verhältnisse zueinander, und die etablierten zeitlichen und räumlichen Grenzlinien zwischen Privat- und Arbeitsleben wie auch die sozialen Trennlinien zwischen den Geschlechterrollen verflüssigen sich<sup>9</sup>.

Vor dieser Kulisse werden sodann die folgenden Fragen gestellt: Wie schaffen es Familien praktisch, unter heutigen Bedingungen ein emotionsbasiertes und fürsorgeorientiertes Beziehungssystem herzustellen? Welches gemeinsame Tun und Lassen, welche aktiven, wenn gleich nicht immer bewussten Leistungen sorgen dafür, dass sich die individuellen Lebensführungen, Bedürfnisse und Interessen der Familienmitglieder zu einem gemeinschaftlichen Ganzen, zur Erfahrung von Verlässlichkeit, Vertrauen und emotionaler Verbundenheit verschränken?

Zur Beantwortung der Fragen werden unterschiedliche Grundaktivitäten zur Herstellung von Familie unterschieden (Jurczyk 2014, 125ff.). Dem „Balance-management“, welches an erster Stelle zu nennen ist, fällt die Aufgabe zu, die unterschiedlichen Lebensführungen mit unterschiedlicher Teilhabe an Beruf, Schule oder Kindergarten etc. aufeinander abzustimmen und so zu koordinieren.

nieren, dass die räumliche und zeitliche Kopräsenz („doing family time“) der Familienakteure gewährleistet ist. Will sagen, die gemeinsame leibhaftige Anwesenheit interagierender Familienakteure ergibt sich nicht mehr von selbst, sondern muss unter Bedingungen flexibler Zeitstrukturen, welche feste Wochenend- und Feierabendrhythmen aushöhlen, aktiv organisiert und hergestellt werden. Dies ist die Grundlage, um Familie im Alltag praktisch überhaupt erst leb- und erfahrbar zu machen. Hinzu kommt das Erfordernis, gegenüber den ‚überschwappenden‘ Zumutungen der sozialen Umwelt, und hier allen voran denjenigen aus der Erwerbsarbeit, nicht nur zeitlich-räumliche, sondern auch emotionale Grenzen zu ziehen („boundary management“), um Familie als sinnhaftes gemeinschaftliches Ganzes herzustellen und so etwas wie ein ‚Wir-Gefühl‘ zu entwickeln („Konstruktion von Gemeinschaft“). Um sich und anderen zu signalisieren, diese Herausforderung gemeistert zu haben, wird das Familienleben bisweilen nach außen präsentiert und regelrecht inszeniert, um zu zeigen, ‚wir sind eine Familie‘ („displaying family“). Damit ist die zentrale Stoßrichtung des Ansatzes bereits angedeutet: Die oftmals positiv als Weitung von Handlungsspielräumen interpretierte neue Arbeitswelt erfährt eine zusätzliche Ausdeutung. Danach ist die flexibler und verdichteter gewordene Erwerbsarbeit hauptsächlich als Bedrängnis eines störanfälligen Familiensystems anzusehen. Folgerichtig sind es die mühsamen Gestaltungsleistungen, intentionalen Strategien und präreflexiven Praktiken, die das Funktionieren eines zunehmend komplexen Familienalltags möglich machen, die eine intensive Thematisierung finden. Diese Ausrichtung findet in einer dezidiert gesellschaftskritischen Zugriffsweise ihre Ergänzung: Der für die Realisierung des aufwändigen Familienprojekts unter ent-

grenzten Arbeits- und Lebensbedingungen notwendige Organisationsaufwand, so der diagnostizierte Befund, birgt die Gefahr einer ‚Verbetrieblichung‘ (Voss/Pongratz 1998) der alltäglichen Lebensführung<sup>10</sup> in sich. Diese Tendenz der ‚Durchökonomisierung‘ und ‚Rationalisierung‘ wird vor allem auch deshalb problematisiert, weil sie dem Eigensinn der Familie, der sich ja in der Regel ‚beiläufig‘ vollzieht und nicht rational kalkuliert werden kann<sup>11</sup>, diametral entgegensteht. Die Familie droht also, kurz gesagt, ihren Charakter als eigenlogische Sphäre einzubüßen.

Skeptischer noch fällt die Einschätzung des schon erwähnten Boltanski (2007) aus. In seinen Augen legt der neue Kapitalismus entweder „eine projektorientierte Organisation des Privatlebens“, wenn nicht gleich den Verzicht auf dauerhafte Bindungen nah: „Man muss zum Nomaden werden. Um der Forderung der »Leichtigkeit« zu entsprechen, muss man auf jede Stabilität, Verwurzelung oder Bindung an Personen und Dinge verzichten. In diesem Sinne »leicht« zu sein bedeutet, keine institutionellen Verpflichtungen zu haben, der Autonomie den Vorzug vor der Sicherheit zu geben, aber auch sich vom Ballast der eigenen Leidenschaften und Werte zu befreien.“

## 6. Schluss

Meine Skizze sollte verdeutlicht haben, dass sich mit dem Paradigma der Prekarisierung eine ganze Reihe an Impulsen zur Analyse der zeitgenössischen gesellschaftlichen Verhältnisse verbinden. Die maßgeblichen Vorteile des Konzepts sehe ich vor allem in drei Punkten. Entgegen der vielfach beschworenen Formel vom ‚Ende der Arbeit‘ wird der hohe Stellenwert erwerbsförmiger Arbeit betont. Arbeit bildet immer noch die wichtigste Grundlage der materiellen Existenz, sie sichert die gesellschaftliche Teilhabe und definiert den sozialen Status in vielerlei

Hinsicht. Darüber hinaus beeinflusst die qualitative Gestaltung der Arbeit maßgeblich die persönliche und familiäre Lebensführung.

Weiterhin verbindet sich mit dem neuen Analyseansatz eine Zeitdiagnose, die tendenziell den gesamten sozialen Raum - von der Erosion der Normalarbeit über neue betriebliche Kontrollregime bis zur Entgrenzung des Privatlebens - umfasst und diese gesellschaftstheoretisch an den Wandel des Kapitalismus und der Wohlfahrtsstaatlichkeit rückbindet. Nicht zuletzt gehört es zu den Verdiensten des Ansatzes, die Frage nach dem Formwandel der sozialen Ungleichheit und ihre Folgeprobleme wieder in die Mitte der soziologischen Forschung gerückt zu haben. Wie Thomas Piketty in seinem Bestseller „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ herausstellt, gehören quasi automatisch wachsende willkürliche Ungleichheiten, die das Leistungsprinzip radikal infrage stellen, gleichsam zur Grammatik des unregulierten Kapitalismus. Sollte der französische Sozialwissenschaftler hier richtig liegen, wofür einiges spricht, dürfte dem Prekarisierungskonzept eine anhaltende Aufmerksamkeit sicher sein.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Ich werde fortan den Begriff der Prekarisierung favorisieren - zum einen, weil er, wenn ich es recht einschätze, dabei ist, in sozialwissenschaftlichen Diskursen die Oberhand zu gewinnen; vor allem aber, weil er als Prozessbegriff nicht lediglich einen Zustand beschreibt, sondern die Zunahme von Vorgängen beinhaltet, die schon über eine längere Zeit andauern.

<sup>2</sup> Der vom lateinischen ‚precarius‘ abgeleitete Begriff ‚prekär‘ bedeutet im eigentlichen Sinne des Wortes ‚misslich‘, ‚schwierig‘ oder auch ‚heikel‘.

<sup>3</sup> Um genau zu sein: ‚Atypische‘ Beschäftigung geht zumeist mit ‚prekärer‘ Beschäftigung einher, ist mit dieser aber nicht immer gleichzusetzen. Atypische Beschäftigungsverhältnisse sind nicht durchweg als heikel anzusehen, da ihre konkreten Auswirkungen von unterschiedlichen sozialen, rechtlichen und situativen Faktoren abhängen. Bekanntlich wird atypische Beschäftigung oftmals nicht als prekär empfunden, da sie zumal von Frauen gewählt wird, um die Aufgaben der Kinderbetreuung nicht einschränken zu müssen. Obendrein kann die Beschäftigung oftmals als Hinzuverdienst eines als sicher wahrgenommenen Haupteinkommens des ‚Familienernährers‘ interpretiert werden. Ein elementarer Einwand, der immer wieder gegenüber der Prekarisierungsforschung geltend gemacht wird, liegt damit auf der Hand: Mit unsicherer und unsteter Beschäftigung rücken Probleme auf die Agenda, von welchen Frauen seit jeher betroffen sind. Impliziter Maßstab der androgen-trischen Debatte, so die verständliche Kritik, bildet die auf den männlichen Erwerbsverlauf zugeschnittene Normalarbeit.

<sup>4</sup> Zur Spezifik der Prekarität selbständiger Erwerbsarbeit und wie sie sich etwa in sog. Ich-AGs, die sich häufig in der Kultur- und Kreativwirtschaft, aber auch in Versicherungen und im Einzelhandel finden lassen, siehe zusammenfassend Motafek (2015, 53 ff.).

<sup>5</sup> Ulrich Beck (1999, 7) hat die Entwicklung drastisch als »Brasilianisierung« beschrieben: „Es ist der Einbruch des Prekären, Diskontinuierlichen, Flickigen, Informellen in die westlichen Bastionen der Vollbeschäftigungsgesellschaft. Damit breitet sich im Zentrum des Westens der sozialstrukturelle Flickenteppich aus, will sagen: die Vielfalt, Unübersichtlichkeit und Unsicherheit von Arbeits-, Biographie- und Lebensformen des Südens.“

<sup>6</sup> Bröckling (2012, 13) notiert anschaulich hierzu: „In der Arbeitswelt herrschte weithin unangefochten ein Disziplinarregime: Den Anweisungen der Vorgesetzten war Folge zu leisten, die Leistungsnormen waren einzuhalten; der Takt der Maschinen und die komplexen Entscheidungsketten bürokratischer Großorganisationen ließen für Eigeninitiative und Selbstbestimmung wenig Platz. Gefragt war die Anpassung an Normalitätsstandards. Individualität und jede Form von Nonkonformismus störten dagegen den reibungslosen Betriebsablauf.“

<sup>7</sup> Um ein Beispiel aus dem Arsenal der neuen Unternehmenslehren zu geben: Nicht mehr allein Vorgesetzte, sondern die Arbeitnehmer selbst sollen jetzt auf der Grundlage von Zielvereinbarungen die jeweiligen Arbeitsprozesse steuern und über notwendige Kooperationen entscheiden. Störungen innerhalb der Arbeitsprozesse sind dadurch nur noch

bedingt Probleme des Betriebs (Jürgens/Voß 2007, 6).

<sup>8</sup> Bröcklings (2007) vielzitierte These vom „unternehmerischen Selbst“ kann hier unmittelbar anschließen. Auf der Grundlage einer Untersuchung von Managementliteratur zeigt Bröckling auf, wie das ‚Unternehmerische‘ sozusagen zur Leitmaxime der Gegenwart geworden ist. Alle werden dazu aufgerufen, sich kreativ, flexibel, risikobewusst und eigenverantwortlich zu verhalten. In allen gesellschaftlichen Bereichen gilt das Diktat der Selbstoptimierung.

<sup>9</sup> Diese Problematik liegt auch den populären Diskursen zur Work-Life-Balance zugrunde.

<sup>10</sup> Manche Stimmen sprechen in diesem Zusammenhang auch von der zunehmend „erschöpften“ oder „taylorisierten Familie“ (Alice Hochschild).

<sup>11</sup> Eine systematisch produzierte ‚Beiläufigkeit‘, durchdachte Rituale oder beabsichtigte und geplante Routinen können mit Karin Jurczyk (2014, 130) treffend als Ausprägungen eines „hybriden Handlungsmodus“ des spätmodernen Familienlebens bezeichnet werden.

## Literatur

Beck, Ulrich (1999): *Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft*, Frankfurt/M.

Boltanski, Luc/Chiapello, Eve (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz.

Boltanski, Luc (2007): *Leben als Projekt. Prekarität in der schönen neuen Netzwerkwelt*. In: *Polar 2: Ökonomisierung* ([http://www.polar-zeitschrift.de/polar\\_02.php?id=69](http://www.polar-zeitschrift.de/polar_02.php?id=69), Abruf: 01.08.2015).

Bourdieu, Pierre (1998): *Prekarität ist überall*. In: *Ders.: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*, Konstanz, 96-102.

Brinkmann, Ulrich/Dörre, Klaus/Röbenack, Silke (2006): *Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und politische Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Eine Expertise*, Bonn.

Bröckling, Ulrich (2012): *Die Arbeit des unternehmerischen Selbst*. In: *Gegenblende. Das gewerkschaftliche Debattenmagazin*, 14, 13-29.

Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt/M.

Jürgens, Kerstin/Voß, Günter (2007): *Gesellschaftliche Arbeitsteilung als Leistung der Person*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 34*, 3-9.

Jurczyk, Karin (2014): *Doing Family - der Practical Turn der Familienwissenschaften*. In: *Steinbach, Anja/Hennig, Marina/Arránz Becker, Oliver (Hg.):*

*Familie im Fokus der Wissenschaft*, Wiesbaden, 117-138.

Marchart, Oliver (2013): *Die Prekariisierungsgesellschaft. Prekäre Proteste. Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung*, Bielefeld.

Mayer-Ahuja, Nicole (2003): *Wieder dienen lernen? Vom westdeutschen „Normalarbeitsverhältnis“ zu prekärer Beschäftigung seit 1973*, Berlin.

Motakef, Mona (2015): *Prekarisierung*, Bielefeld.

Schier, Michaela/Jurczyk, Karin (2007): *„Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 34*, 10-17.

Voß, Günter/Pongratz, Hans J. (1998): *Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der „Ware Arbeitskraft“?* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50*, 131-158.

## Autor



Thomas Meyer, PD Dr. phil., ist Soziologe an der Universität Siegen. Seine Arbeitsschwerpunkte in Lehre und Forschung sind Sozialstruktur, Ungleichheit, Familie und Soziologische Theorie.